Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 39 (2013)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Ziltener, Patrick: Regionale Integration in Ostasien. Eine Untersuchung der historischen und gegenwärtigen Interaktionsweisen einer Weltregion. Wiesbaden: Springer VS. 2013. 486 S.

Die Erforschung von Prozessen sozialen Wandels in Gesellschaften des Globalen Südens fristet in der gegenwärtigen Soziologie nur ein Randdasein. Obwohl bestimmte Regionen – allen voran Asien – eine rasante gesellschaftliche Veränderung erfahren und somit für Soziologinnen und Soziologen von höchstem Interesse sind, überlassen diese ihren Nachbardisziplinen entsprechend der wissenschaftlichen Arbeitsteilung weitgehend das Feld. Folglich wird in der Entwicklungsökonomie über den wirtschaftlichen Aufstieg Chinas und Südkoreas diskutiert, in der Politikwissenschaft über die Persistenz autokratischer Herrschaftsformen und die historischen Wurzeln von Entwicklungsstaaten und in der Entwicklungsethnologie über die lokalen Folgen der Arbeitsmigration.[1] Hat die Soziologie als einstige Mitbegründerin der Modernisierungstheorie zu diesen Diskussionen nichts mehr beizutragen?

Die Monographie «Regionale Integration in Ostasien» von Patrick Ziltener versucht, die Relevanz der Soziologie für Fragen des Sozialen Wandels in Gesellschaften des Globalen Südens aufzuzeigen. Während der Titel eher die Prüfung politikwissenschaftlicher Integrationstheorien jenseits des EU-Kontextes vermuten lässt, verbirgt sich dahinter allerdings viel mehr: eine breit angelegte historisch-komparative makrosoziologische Untersuchung, die auf einem Jahrzehnt an Forschung aufbaut. In drei Kapiteln werden die theoretischen und methodischen Grundlagen der Untersuchung, die historischen Entwicklungen in Ostasien seit Beginn christlicher Zeitrechnung und die Integrationsprozesse seit dem Zweiten Weltkrieg dargelegt.

Mit Hilfe von neofunktionalistischer Integrationstheorie und Weltsystemtheorie nährt sich der Autor folgender Ausgangsfrage: *«Gibt es Ostasien als Weltregion, und wenn ja, nach welchen Kriterien?»* (Ziltener 2013: 16)[2]. Beiden Ansätzen folgend interessieren ihn nicht nur die empirisch beobachtbaren Prozesse der Verdichtung grenzüberschreitender Interaktionen in Hinblick auf Ökonomie, Politik und Zivilgesellschaft, sondern auch die Herausbildung hierarchisch strukturierter, mehrere Länder umfassender Interaktionseinheiten innerhalb des Weltsystems (vgl. 26 ff.). Seine Analyse fokussiert hierbei auf zwei Ebenen: Die Strukturanalyse umfasst erstens die Charakteristika Ostasiens bezüglich sozio-politischer Organisation, Technologie, Kultur, Geographie, Demographie und Bevölkerungszusammensetzung. Die Interaktionsanalyse betont zweitens die

1 Diese Aufzählung der Forschungsfelder und -disziplinen ist keineswegs erschöpfend.

2 Kursiv im Original.

konkreten Prozesse der Integration; einerseits in historisch-langfristiger Perspektive, andererseits seit den Unabhängigkeitskämpfen des 20. Jahrhunderts.

Die historische Entwicklung der regionalen Interaktionsmuster steht im Mittelpunkt des zweiten Kapitels. Ausgehend von der Expansion des chinesischen Reiches seit dem 2. Jahrhundert v. u. Z. und der Entwicklung des sinozentrischen Tribut-Handel-Systems rekonstruiert der Autor die Struktur des öffentlichen und privaten wirtschaftlichen Austauschs in seinen expansiven und kontraktiven Phasen. Obwohl die Region mehrere grössere Umwälzungen erfuhr, die zu einer internen Neustrukturierung führten, kam es auf ökonomischer Ebene bis zum Zweiten Weltkrieg nie zu einer langfristigen Desintegration. Laut dem Autor behinderten weder die negativen Folgen der Eroberungsfeldzüge der Mongolen (62 f.) noch die wirtschaftliche Ungleichentwicklung unter den Kolonialmächten (119 ff.) und der Aufstieg Japans die Entstehung Ostasiens als wirtschaftlich distinkt integrierter Region (154 ff.). Neben der schwerpunktmässigen Betrachtung regionaler wirtschaftlicher Entwicklung finden sich jedoch auch immer wieder Ausführungen zur politischen und sozialen Ebene: So widmet der Autor ein Unterkapitel der Staats- und Reichsbildung vom 15.–19. Jahrhundert; zudem berücksichtigt er den Einfluss der von den europäischen Kolonialmächten induzierten Arbeitsmigration und Missionierungen auf die Bevölkerungszusammensetzung (124 f.) und die Instrumentalisierung ethnischer Minderheiten zur Herrschaftsausübung (109). Damit verweist er auf die Historizität von Determinanten, die sich unter anderem in der gegenwärtigen Politischen Ökonomie des Wirtschaftswachstums und der öffentlichen Güter einer hohen Beliebtheit erfreuen. Bilanzierend wird am Ende des zweiten Kapitels konstatiert, dass trotz der gegenläufigen Entwicklung von wirtschaftlicher und politischer Integration von Ostasien als Weltregion auf Basis von Interaktionsmustern hinsichtlich des ökonomischen Austausches gesprochen werden kann (152 ff.).

Das dritte Kapitel, das den Schwerpunkt des Buches bildet, setzt am «integrationshistorische[n] Tiefpunkt» (171) der Region um 1945 an. Impliziter Ausgangspunkt der Betrachtung ist die Frage, inwiefern der Druck wirtschaftlicher Integration erfolgreiche politische Integration nach sich zog bzw. inwiefern politisches Integrationsbestreben wirtschaftliche Integrationsschübe auslöste. Folglich liegt der Fokus des Kapitels auf der Analyse der regionalen Institutionen (vor allem APEC und ASEAN) und der Rolle externer Akteure wie der USA und der UN. Ebenso widmet der Autor den regionalen Migrationsmustern und der maritimen Integration eigene Kapitel, da negative gesellschaftliche Begleiterscheinungen wie soziale Unruhen, Misshandlungen und Menschenhandel (299 ff.) sowie sicherheitspolitische Fragen bezüglich maritimer Grenzdispute (333) einen Druck hin zu einer verstärkten internationalen Kooperation erzeugen. Die abschliessenden Erkenntnisse des letzten Kapitels verorten sich auf zwei Ebenen: Erstens wird die Annahme einer «marktgetriebenen» Integration Ostasiens im Hayekschen Sinne als spontane Ordnung wirtschaftlicher Akteure entschieden zurückgewiesen. Von «marktgetriebener» Integration könne ausschliesslich im weltsystemtheoretischen Verständnis gesprochen werden: als «(...) Element eines globalen kompetitiven Regionalisierungsprozesses» (243). Jedoch war die Verdichtung wirtschaftlicher Interaktionen immer auch politisch abgesichert; langfristig orientierte ökonomische Entwicklung und Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen auf dem Weltmarkt waren die zentralen Zielgrössen (242). Zweitens zeichnete sich der Integrationsprozess bis zum Ende des zweiten Jahrtausends durch eine Abwesenheit von Formalität und einen tiefen Verrechtlichungsgrad aus (270). Erst die Asienkrise führte zu einer nachholenden Formalisierung bestehender Kooperationspraktiken, was dem Autor zufolge die neofunktionalistische Integrationstheorie bestätigt. Gleichzeitig lässt sich jedoch eine Schwächung der multilateralen Ebene konstatieren, da sich

die Krisenbearbeitungsmechanismen der ASEAN während der Asienkrise als ineffektiv erwiesen. Stattdessen erhielten bi- und trilaterale Foren einen Aufschwung, wodurch der Autor die Struktur der Region abschliessend als «(...) Netz zunehmend formalisierter bilateraler Abkommen zwischen den Staaten der Region mit einem schwachen koordinierenden ‹Zentrum›» (407) charakterisiert.

Wie lässt sich das Buch von Patrick Ziltener einschätzen? Zu jeder der historischen Perioden – das Tributsystem der Song-Dynastie, die Strasse von Malaka ab dem 5. Jahrhundert n. Chr. oder die wirtschaftliche Reintegration der Nachkriegszeit – stellt der Autor ein umfangreiches Datenmaterial zu Verfügung, auf dem er seine Argumentation stützt. Hinzu kommt ein weitreichender historischer Blick, der die Brüche und Kontinuitäten der Integrationsprozesse in Ostasien rekonstruiert und ihre Relevanz aufgrund der strukturierenden Wirkung aufzeigt, die sie entfalteten. Zudem behält er immer bedeutende Aspekte (wie bevölkerungsstrukturelle Zusammensetzung oder soziale Bewegungen) im Fokus seiner Analyse, wie sie in anderen integrationstheoretischen Abhandlungen kaum gewürdigt werden. Abschliessend lässt sich somit feststellen, dass Patrick Ziltener hier eine Monographie vorgelegt hat, die sowohl durch ihre Breite als auch Tiefe besticht und von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen – Ökonomie, Ethnologie, Politikwissenschaft, um nur einige zu nennen – sowie Interessierten mit überaus hohem Gewinn gelesen werden kann.

André Walter
Universität St. Gallen
School of Economics and Political Science
Lehrstuhl Politikfeldanalyse und Vergleichende Politische Ökonomie
CH-9000 St. Gallen
andre.walter@unisg.ch

Fligstein, Neil & Doug McAdam: A Theory of Fields. New York: Oxford University Press. 2012. 238 S.

Das Feld, welches als Analyseeinheit in den Sozialwissenschaften gegenwärtig hoch im Kurs steht, ist Bestandteil zahlreicher Theoriegebäude. Angesichts der unterschiedlichen Konzeptionen des Feldes scheint diese Verbreitung jedoch die einzige Gemeinsamkeit zu sein. Diese isolierten Entwicklungslinien der Feldtheorie bilden den Ausgangspunkt des sozialtheoretischen Projekts von Fligstein und McAdam, dem diverse Artikel vorausgingen und das nun in Buchform vorliegt. Mittels der Synthese von Einsichten des neuen soziologischen Institutionalismus, der Sozialtheorie sensu Bourdieu, der sozialen Netzwerkanalyse und der sozialen Bewegungsforschung streben die Autoren "a more cumulative understanding of fields" (200) an. Das Ergebnis umfasst sieben Kapitel.

In Kapitel eins werden die zentralen Elemente der Theorie vorgestellt. Der erste Baustein, das strategische Handlungsfeld (im Original: "strategic action field", im Folgenden SAF oder Feld), setzt sich aus geteilten Einsichten zum Zweck eines SAFs; Beziehungen innerhalb eines Feldes; und Regeln, die Handlungen auf einem SAF als legitim oder illegitim einstufen, zusammen. Auf Grundlage der aus diesen Komponenten konstruierten Feldstruktur interagieren individuelle und kollektive Akteure, die mit unterschiedlichen Ressourcen ausgestattet sind, miteinander. Das zweite Theorieelement fasst das Verhalten der Akteure, deren Verhältnis meist vom Prinzip der Konkurrenz geprägt ist, in die Typen Etablierte, Herausforderer und Governance Units zusammen. Etablierte reklamieren die Zugänge zu Ressourcen für sich und prägen die bestehende Feldstruktur, während Herausforderer ressourcenschwächere Positionen einnehmen und eine alternative Ordnung artikulieren. Den Governance Units obliegt die Reproduktion der Feldstruktur. Mit dem dritten Baustein, "a unique theory of 'social skill' peculiar to humans" (16), unternehmen die Autoren eine handlungstheoretische Fun-

dierung. Die Feldumwelt als viertes Element hebt die Eingebettetheit eines jeden SAFs hervor. Diese Umwelt fungiert ferner, so der fünfte Baustein, als sozialer Raum, in dem exogene Schocks, Brüche sowie Konflikte entstehen und auf andere SAFs einwirken. Das sechste Element, die Episoden des Konflikts, bezeichnet jene Zeiträume, in denen eine fluide Feldstruktur und konfliktgeladene Interaktionen dominieren. Der letzte Baustein, die Einigung, verweist auf die Zeit nach den Konfliktepisoden, in der Veränderungen institutionalisierte Formen annehmen. In der Folge weisen die Autoren dieses Grundgerüst detailliert aus.

Zur Erörterung der handlungstheoretischen Ebene, die um die Frage nach der "distinctive essence of *human* sociability" (34) kreist, wird im zweiten Kapitel ein breiter disziplinärer Bogen gespannt. Für Fligstein und McAdam begründet die Errungenschaft der Sprache die Fähigkeit zur koordinierten symbolischen Aktivität und gemeinschaftlichen Sinnstiftung. "[A]s an unintended evolutionary by-product" (41) stattete diese Anlage den Menschen jedoch auch mit Existenzangst und dem Vermögen zum Erfahren von Unsicherheit aus. Auf dieser zweischneidigen existenziellen Funktion des Sozialen setzt die Sozialkompetenz an. Definiert als "ability to induce cooperation by appealing to and helping to create shared meanings and collective identities" (46) sowie in Verbindung mit der Position eines Akteurs erklärt dieser Baustein, weshalb manche Akteure stärker die Struktur eines SAFs zu prägen imstande sind als andere.

Der dritte Teil spezifiziert die Verbindungen zwischen Feldern. SAFs können voneinander abhängig, unabhängig oder gänzlich entkoppelt sein. Die Entstehung von Verknüpfungen beruht auf verschiedenen Faktoren, darunter Ressourcenabhängigkeit und Legitimation. Auf Basis der Konzeption eines kollektiven Akteurs als "traditional Russian doll" (9), folglich als Container von anderen SAFs, führen Fligstein und McAdam drei basale Typen an: die Organisation, die durch ihre Formalstruktur besticht; der Staat, der sich als "dense and interconnected set of fields" (58) durch den Anspruch auf das Definitionsmonopol von Regeln auszeichnet; und die Governance Unit, eine Sonderform der Organisation, die zwischen Staat und einem SAF als feldinterne Instanz für "routine stability and order" (77) sorgt.

Gegenstand des vierten Kapitels sind Entstehung, Reproduktion und Wandel eines Feldes. Für die Autoren beruht jeder dieser Prozesse auf einer Alternation von exogenen und endogenen Einflussfaktoren. An exogenen Ursachen der Feldentstehung werden Bevölkerungswachstum, technologischer Fortschritt, die Modi sozialer Organisation und der Staat angeführt. Die endogene Feldemergenz hingegen ist an Interaktionen von Akteuren mit differenten Interpretationsrahmen, die neue "social understandings" (89) etablieren wollen, gekoppelt. Die Konstruiertheit der Feldstruktur wird besonders mit Blick auf den Wandel von SAFs deutlich. Externe Quellen – "invasion by outside groups" (99); Veränderungen in Feldern, von denen das analysierte SAF abhängig ist; und nicht periodische Makroereignisse wie Krieg – alternieren diese radikal und weitgehend von Akteuren losgelöst. Feldimmanente Veränderungen, die inkrementell verlaufen, resultieren aus dem Gemisch "of preexisiting rules, resources and the social skills of actors"(108) in einem SAF.

Das fünfte Kapitel illustriert die Theorie mittels zwei Fallstudien zur US-amerikanischen Politik und Wirtschaft. Die Transformationen des Rassenpolitik- und des Wohnbaufeldes werden durch Veränderungen in nahen Feldern erklärt. Auch auf die Konsequenzen dieses Wandels für andere SAFs wird jeweils eingegangen.

Im sechsten Teil beschäftigen sich Fligstein und McAdam mit der methodologischen Seite ihres Entwurfs. Auf Basis von Hinweisen zur Zustandserhebung des zu analysierenden SAFs – Entstehung, Reproduktion oder Veränderung – diskutieren sie die "trickiest empirical challenges" (164). Ferner erörtern die Autoren vier basale Typen der Feldanalyse, die sich aus der Kreuzung

von positivistischem und realistischem Wissenschaftsverständnis einerseits mit dem qualitativen und quantitativen Methodenspektrum andererseits ergeben.

Das Schlusskapitel diskutiert die Entwicklungsfähigkeit des Theorievorschlags. Für die Autoren begründen die multiplen Quellen den Appel für "a more comprehensive and truly disciplinary if not interdisciplinary perspective" (221) des Feldes. Auch stellen sie einen Fragenkatalog vor, der die Präzisierung von noch unklaren Aspekten anleiten kann und soll.

Fligstein und McAdam besitzen den nicht geringen Anspruch, eine "general theory of social change and stability" (8) entworfen zu haben. Skepsis ist nicht gänzlich unberechtigt. So vermisst der/die Leser/in eine umfangreichere Begründung, weshalb gerade die gewählten Sozialtheorien für die Synthese herangezogen wurden. Und wenngleich die «Verfeldung» des sozialen Lebens analytisch stringent ist, stellt sich mit Verweis auf die in der Soziologie umfassend herausgearbeiteten Eigenlogiken von kollektiven Akteuren die Frage, ob deren Konzeption nicht zu simpel geraten ist. Schliesslich lässt die verhältnismässig marginale Rolle des Theoriebausteins Sozialkompetenz in den Kapiteln zur Einbettung und Konstituierung von Feldern an der zuvor artikulierten Relevanz von Sprache zweifeln. Es darf trotz dieser und anderer Einsprüche jedoch nicht die Sorgfalt, mit der Fligstein und McAdam in Rawlsscher Manier verschiedene Theoriestränge zueinander in Beziehung setzen, übersehen werden. Sie errichten, vor allem durch die Figur der Governance Unit, den Rohbau einer Sozialtheorie auf Meso-Level, die weder eine reine Konsensorientierung aufweist noch gänzlich der Kampfmetapher verfällt, sondern beide Perspektiven zu integrieren trachtet. Ferner ist die Offenheit des Projekts zu betonen, die durch das mehrmals artikulierte Selbstverständnis als gemeinschaftliches empirieorientiertes Forschungsprogramm mit einem interdisziplinären Theoriekern zum Ausdruck kommt.

Das Buch scheint für Lehre und Forschung gleichermassen geeignet. Kurse über Feldtheorien profitieren von der stufenweisen Heranführung und einer klaren Sprache. Die illustrierenden Fallstudien, methodologischen Ausführungen und umfangreichen Überlegungen zu möglichen Entwicklungsrichtungen erlauben es jedoch auch, das Werk als Grundlage von Forschungsprojekten heranzuziehen. Man darf deshalb gespannt sein, wie der Ausbau des Grundgerüsts der Theorie der Felder voranschreitet.

Georg Reischauer
Ludwig-Maximilians-Universität München
D-80539 München
georg.reischauer@gmx.net

Kastner, Jens: Der Streit um den ästhetischen Blick. Kunst und Politik zwischen Pierre Bourdieu und Jacques Rancière. Wien / Berlin: Verlag Turia + Kant. 2012. 137 S.

Kritik und Kritiker an den Arbeiten Pierre Bourdieus gibt es viele. Kaum einer aber radikalisierte die Kritik an Bourdieu und formulierte sie derart polemisch wie der emeritierte französische Philosoph Jacques Rancière. Obwohl der Angegriffene vor über einer Dekade verstorben ist, erschienen in den letzten Jahren einige Übersetzungen aus dem Werk Rancières ins Deutsche, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Theoretikern in einem neuen Licht erscheinen lassen. Dem Soziologen und Kunsthistoriker Jens Kastner ist es zu verdanken, dass die Debatte über die «richtige» Auffassung des Verhältnisses von Kunst, Wissenschaft und Politik nach fast dreissigjähriger Verspätung nun auch im deutschen Sprachraum ihre verdiente Rezeption erfährt. Eine Debatte, die eigentlich gar keine ist, weil sie zum einen nie von Angesicht zu Angesicht geführt wurde, und sich zum andern Bourdieu nie explizit zu den an ihn herangetragenen Vorwürfen geäussert hat.

In einer ausführlichen Einführung charakterisiert Kastner zunächst die beiden Protagonisten dieses Streits: Jacques Rancière, der «gegenwärtig viel zitierte Autor einer Philosophie der radikalen Gleichheit» und Pierre Bourdieu, der «Vertreter eines antiessentialistischen Differenz-Standpunktes» (7). Allen unterschiedlichen Ausgangspunkten zum Trotz teilen die Beiden eine gemeinsame Grundannahme, nämlich «dass die Ästhetik im engeren Sinne der Kulturproduktion und -rezeption mit einer Ästhetik im weiteren Sinne, den allgemeinen Denk- und Wahrnehmungsmöglichkeiten, verknüpft ist» (7). Die gegensätzlichen Ansichten, so Kastner, kulminierten deshalb im «Streit um den ästhetischen Blick», um epistemologische wie politische Fragen: «wie sehen? Von welchem Standpunkt aus, mit wem oder was im Fokus?» (13) Grundsätzlich einig werden sich die zwei darin, dass es sich um Blicke mit weitreichenden Konsequenzen handelt. Bei der Frage nach der sozialen Bedeutung des ästhetischen Blicks unterscheiden sich die beiden jedoch radikal: «Bourdieu arbeitet an der Entlarvung eines bürgerlichen Privilegs und seiner Verschleierung, Rancière an der direkten Umsetzung eines Emanzipationspotentials» (11).

Das zentrale Anliegen des Autors ist nun eine Verknüpfung der beiden Positionen zur politischen Praxis der Emanzipation jenseits der künstlerischen Produktion durch die Hinzunahme einer Analyse sozialer Kämpfe. Es ist jedoch nicht die Absicht Kastners, den Streit schlichten zu wollen. Dafür ist er zu gut vertraut mit der *mésentente*, dem Unvernehmen, das den eigentlichen Kern des Politischen bei Rancière ausmacht. Allerdings macht er keinen Hehl daraus, auf wessen Seite er sich positioniert (13). Begünstigt wird sein Vorhaben durch die Beschäftigung der beiden Theoretiker mit Kunstwerken, Kulturinstitutionen (wie Museen) oder den Ereignissen rund um den Pariser Mai 1968 (12). Daran lassen sich die Gemeinsamkeiten und Widersprüche jener «Politik der Ästhetik» diskutieren, worin sich auch bei beiden ein emanzipatorischer Anspruch abzeichnet, über dessen Ausprägungen sie sich jedoch markant voneinander scheiden.

Nach einer ersten Skizze der Kritik Rancières an Bourdieu in der Einleitung folgt ein kurzes Kapitel zur Kunsttheorie Bourdieus und deren Bedeutung und Stellung für und in dessen Oeuvre insgesamt.[1] Kastner rekapituliert die zentralen Begrifflichkeiten (Feld, Habitus, Kapital) in Bourdieus Analyse der kulturellen Produktions- und Rezeptionsbedingungen und verweist auf die sozialen Differenzen, die darin eingeschlossen sind. Wichtig ist es dabei hervorzuheben, dass sowohl der Feld- wie der Habitus-Begriff «in direkter Abgrenzung zu Louis Althusser und seinem Konzept der Apparate entwickelt wurde[n]» (27). Darin mit Rancière übereinstimmend, grenzt sich Bourdieu jedoch umgekehrt mit dem Begriff des Habitus von dessen existenzialistischer Freiheitsvorstellung und damit verbundener Willensfreiheit ab und entfernt sich somit wiederum von der politischen Philosophie Rancières.

Der kurzen Darstellung der Kunsttheorie Bourdieus folgt eine umso ausführlichere Auseinandersetzung mit den zentralen Kritikpunkten Rancières, die von Kastner minutiös aufgearbeitet und sodann nicht selten zurückgewiesen oder revidiert werden. Während sich der Soziologe Bourdieu für die unterschiedlichen sozialen Bedingungen der Produktion bzw. Rezeption kultureller Güter interessiert, liegt der Fokus des Philosophen Rancière auf den Sprechweisen und Praktiken, die eine vorherrschende konsensuale «Aufteilung des Sinnlichen» durchbrechen und diese Anordnung stören können (32); dies soll jedoch nicht durch duplizierende und reproduzierende Klassifikationen (wie in der Soziologie) geschehen, sondern die Philosophie *muss* sich gemäss Rancière diesen Einteilungen verweigern, will sie eine *politische* sein. Deutlich wird dies insbesondere an der Auseinandersetzung Rancières mit den

1 Dies hat Kastner bereits in ausführlicherer und überzeugender Weise andernorts vollbracht. Vgl. Kastner, Jens. 2009. *Die ästhetische Disposition. Eine Einführung in die Kunsttheorie Pierre Bourdieus*. Wien: Turia + Kant.

Revolten von Studierenden und ArbeiterInnen rund um das Jahr 1968: nicht zuletzt die Frage nach dem Verhältnis von Wissen zur Macht resp. die Autorität der Wissenschaft stand hier auf dem Spiel, wobei sich Rancières «Schulmeister» Althusser auf die falsche Seite, die Verteidigung der bürgerlichen Ideologie, geschlagen habe (37). Die Unterdrückten brauchten fortan keine Fürsprecher mehr, sondern konnten selbst das Wort ergreifen. Damit einher ging eine heftige Ablehnung des Repräsentationsanspruchs der Intellektuellen, die auch Bourdieu teilte und gar noch radikalisierte, indem er sie später auf die Bewegung selbst anwandte (42).

Denselben Vorwurf erhebt nun Rancière jedoch gegen die Soziologie Bourdieus: durch die Beschreibung der Positionen der Arbeiter und Unterdrückten würden diese auf ihren Platz festgeschrieben (47), womit kein Spielraum für ein (individuelles wie kollektives) Durchbrechen dieser Aufteilung des Sinnlichen mehr bleibe. Rancière geht bei dieser Annahme von starken performativen Effekten sozialwissenschaftlichen Arbeitens aus: erst durch die soziologische Beschreibung als soziale Gruppen würden diese überhaupt zu existieren beginnen. Kastner wiederum weist solche Aussagen Rancières als massive Überschätzung der gesellschaftlichen Wirkungskraft der Sozialwissenschaften entschieden zurück. Kaum ein Wissenschaftler habe sich zudem derart intensiv mit den Folgen seines Arbeitens auseinandergesetzt wie Bourdieu. Der darauf folgende Einwand Rancières, die vorgespielte Reflexivität und das Wissen über Inkonsistenz des Gegenstandes verfestigten bloss den (soziologischen) Wissenschaftseffekt und somit die Macht Bourdieus (53), verdeutlicht, dass es für Bourdieu kein Entrinnen aus der Kritik Rancières mehr gibt.

Im darauf folgenden Kapitel und in der Auseinandersetzung mit der kunsttheoretischen Kritik Rancières zeigen sich sowohl bezüglich des Ausgangspunktes wie auch der Methodik signifikante Unterschiede zwischen den beiden: Während sich Bourdieu für «Stabilitäten, Trägheiten und Regelmässigkeiten» interessiert, ist Rancière auf «Ausnahmen und den unvorhersehbaren Fissuren im sozialen Gefüge» (62) erpicht: Seine allgemeine Strategie ist es, einzelne Geschichten und Situationen herauszupicken und sie quer zur gängigen Geschichtsschreibung und der Soziologie zu lesen, so dass sie am Ende «keine ‹proletarische Geschichte› mehr ergeben» (63). Die soziale Emanzipation ist bei Rancière deshalb immer auch eine ästhetische Emanzipation, da sie auf den Bruch mit Seh-, Sprech- und Wahrnehmungsgewohnheiten zielt; es ist der interesselose, umherschweifende Blick des Arbeiters, der diesen emanzipiert, allen Behauptungen der «kritischen Soziologie» zum Trotz: «Das Durchbrechen der zugewiesenen Klassifikation und Identifikation ist demnach der Kern der Emanzipation» (65). Bourdieus Beitrag zur Emanzipation hingegen ist es, die Regeln der herrschenden Ordnungsweise (die Seh-, Denk- und Wahrnehmungsschemata) offen zu legen und sie dadurch potentiell transformierbar zu machen, und nicht die literarischen Abenteuer zu dokumentieren, wie diese zu durchbrechen sein könnten (81). Darin zeigt sich die ästhetische Dimension in seinem politischen Projekt einer Soziologie der kulturellen Unterschiede.

In Verteidigung der Arbeiten Bourdieus wirft Kastner nun seinerseits Rancière vor, die Erfolgskriterien performativer Sprechakte auszublenden und zudem die unterschiedlichen Sprecherpositionen (als Wissenschaftler, revoltierender Student oder umherblickender Arbeiter) nicht zu reflektieren: alle hätten die Macht und die Möglichkeit zum intellektuellen Abenteuer und zum setzenden Sprechakt (69). Damit ignoriere er, dass gewisse Interpretationen eben doch mehr Resonanz erhalten als andere, da ansonsten nicht von Ordnung gesprochen werden müsste (72). Oder anders formuliert: die Blicke des Arbeiters schweiften eben nicht immer umher, und die Ereignisse des Mai 1968 fänden nicht an jedem beliebigen Tag statt. Nötig dazu seien umgekehrt ganz bestimmte Konstellationen und soziale Kämpfe, bei denen um (die Dauer) gültige(r) Definitionen gestritten werde. Indem Rancière «die Vorstellung von relativ

stabilen Strukturierungen» und damit – letztlich aus Aversion gegen den Machtbegriff überhaupt – die ungleichen Ausgangsbedingungen ignoriere, wende er sich «gegen die gesamte differenztheoretische Tradition» (des Feminismus, Postkolonialismus und post-identitärer sozialer Bewegungen), welche den Widerstand aus marginalisierten Positionen als deutlich voraussetzungsreicher beschreibt, als er aus dominanten Positionen möglich sei (73).

Ausgehend vom kleinsten gemeinsamen Nenner der beiden Kulturtheoretiker, nämlich dass der ästhetische Blick ein funktionsloser, von ökonomischen Notwendigkeiten befreiter ist, fragt Kastner schliesslich im Schlusskapitel nach den emanzipatorischen Möglichkeiten einer Verallgemeinerung dieses Privilegs, welches sich sowohl als klassenbasiertes (Bourdieu) wie auch als umherschweifender Blick (Rancière) manifestieren kann (89). Beiden gemeinsam ist aber auch ein politisches Streben nach Emanzipation, im Sinne von Widerstand gegen den neoliberalen Diskurs, «die Revolution konservativen Typs» bei Bourdieu, den «Krieg der Interpretationen» bei Rancière (101). Es stellt sich deshalb die Frage, inwiefern die «Politik der Ästhetik» theorieübergreifend gedacht werden kann, und wie konkrete Untersuchungen daran anschliessen können.

Der Begriff der sozialen Kämpfe besitzt gemäss Kastner das Potential, singuläre Aktionen mit einer grundlegenden Auseinandersetzung über die Aufteilung des Sinnlichen zu verknüpfen: «Eine Herangehensweise an soziale Kämpfe, die diese als zentrales Movens politischer, sozialer und kultureller Entwicklungen beschreiben kann, nimmt die Interdependenzen zwischen Felddynamiken in Bezug auf die Regulierungen des Allgemeinen stärker in den Blick (als Bourdieu es tut). Und sie fokussiert stärker (als Rancière es tut) die von unterschiedlichen Ausgangspunkten aus stattfindenden kollektiven Erfindungen in ihrer Durchkreuzung und Überlappung in Abhängigkeit von anderen Erfindungen – Erfindungen hier durchgängig verstanden als sozial konstituierte Arrangements von Praktiken» (108).

Sein Vorschlag lautet folglich, Kunstproduktion und -rezeption als Bestandteil sozialer Kämpfe zu verstehen. Künstlerische Praxis strahlt sowohl auf andere Bereiche der sozialen Welt ab, wie sie auch von den Produktionsbedingungen und Anschauungen anderer sozialer Felder geprägt wird; dies wird etwa deutlich daran, wenn Bourdieu die Autonomie des Feldes der Kulturproduktion gegen dessen ökonomische Durchdringung zu verteidigen versucht. Rancières Engagement gegen neoliberale Einteilungen der Sichtbarkeit und Wahrnehmung hingegen nehme keine spezifische Form an, sondern gehe «im Einerlei der Sensorialordnungsbrüche» auf (121) – obwohl dem Autor natürlich die politischen Interventionen Rancières, wie etwa dessen kürzlicher Mit-Aufruf der Rettung des griechischen Volkes vor seinen Rettern keineswegs entgangen sind.[2] Kastner betont, dass soziale Kämpfe eine Vielgestaltigkeit und Komplexität annehmen, und dass sich in ihnen das Soziale erst konstituiert, der relativen Autonomie der Felder zum Trotz: «Es gibt wirkmächtigere und weniger effektive Sphären für die Gestaltung der Welt» (121). Soziale Bewegungen sind häufig feldübergreifende TrägerInnen sozialer Kämpfe, die sich in bestimmten Inhalten und Aussagen niederschlagen, unter anderem auch in der Kunst. Das Schlusskapitel ist nicht zuletzt ein Plädoyer dafür, die Interdependenzen von sozialen Bewegungen und der Kunstproduktion im Hinblick auf das durch Macht durchzogene Wechselverhältnis zwischen kultureller Produktion und der übrigen Produktion der Wirklichkeit in den Blick zu nehmen.

Kastner bietet die Grundlage hierfür, indem er die beiden Theorien miteinander verknüpft und einige Hinweise dafür gibt, wie sie gemeinsam für daran anschliessende

2 Vgl. den Aufruf zur Rettung des griechischen Volkes vor seinen Rettern: http://www.egs.edu/faculty/alain-badiou/articles/retten-wir-das-griechische-volk-vor-seinen-rettern/ (Letzter Zugriff: 05.03.2013).

Untersuchungen fruchtbar gemacht werden können. Als ein Beispiel für politische Praxis stehen für Kastner die Bildungsproteste 2009 in Österreich, die von der Wiener Akademie der bildenden Künste ihren Ausgang nahmen: Es handelt sich um Mobilisierungsmomente aus dem Feld der Kunst, aber weit über dieses hinaus, die sich gegen die «postfordistische Zumutung der Totalidentifikation» von Arbeit und Leben richteten: «Die Proteste und Diskussionen können als Versuche verstanden werden, die Bourdieu'schen [sic!] Auseinandersetzung mit den eigenen Produktionsbedingungen und den Rancière'schen Entidentifizierungsanspruch zu verbinden» (127).

Gerade dieses Beispiel der Akademieproteste verweist jedoch auch auf die Kritik Kastners an Rancière, nämlich die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen für das Sprechen und Gehörte in die Analyse miteinzubeziehen – in diesem Fall die sozialen Herkunftsbedingungen von Studierenden, und hier insbesondere der Kunststudierenden, da gerade diese weit überproportional aus sozial privilegierten Gesellschaftsschichten stammen. Dies ist ein Umstand, der Kastner aufgrund eigener bildungssoziologischer Forschung sehr wohl bewusst sein müsste, weshalb sich dann die Frage stellt, ob tatsächlich noch von «*vom Rand des Feldes ausgehenden* und sich mit anderen sozialen Kämpfen kurzschliessenden Aktionen» (126; eigene Hervorhebung) gesprochen werden kann. Auch und gerade solche subversiven Praktiken aus den dominierten Positionen im Feld der Kunst (oder der sozialen Bewegungen) müssen auf ihre Rolle im bzw. ihre Zuarbeit für das Feld der Macht hin untersucht werden – sofern angesichts der spezifischen sozialen Herkünfte von Kunststudierenden überhaupt noch von dominierten Positionen gesprochen werden kann.

Nichtsdestotrotz vollführt Kastner in seinem Buch insgesamt eine interessante Querlektüre der Schriften Bourdieus durch die Brille Rancières und umgekehrt. Dies macht das Buch weit über den rekonstruierten Streit hinaus zu einer gelungenen Einführung in das wissenschaftliche *und* politische Denken von zwei der wichtigsten französischen Kulturtheoretikern der letzten Jahrzehnte und gibt gleichzeitig Auskunft über das intellektuelle Feld Frankreichs im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Philippe Saner
Soziologisches Seminar
Universität Luzern
CH-6002 Luzern
philippe.saner@stud.unilu.ch

Bühlmann, Felix, Céline Schmid Botkine et al. (Hrsg.): Sozialbericht 2012: Fokus Generationen. Zürich: Seismo Verlag. 2012. 330 S.

Im Oktober des vergangenen Jahres ist der «Sozialbericht 2012: Fokus Generationen» publiziert und der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Nach den Reports von 2000, 2004 und 2008 liegt damit nun bereits die vierte Ausgabe dieses Sozialberichts vor, der darauf abzielt, grundlegende Entwicklungstendenzen in der Schweizer Gesellschaft zu beobachten, zu beschreiben und zu analysieren. Neben dieser allgemeinen Zielsetzung richtet der Report seinen Fokus jeweils auch auf eine spezifische, im jeweiligen zeitlichen Kontext als besonders relevant erachtete, Thematik: In der aktuellen Ausgabe sind es die Beziehungen zwischen den Generationen, die in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden, also eine Fragestellung, die nicht nur in der Schweiz, sondern in vielen alternden Gesellschaften, SozialwissenschaftlerInnen, aber auch Politik und Öffentlichkeit beschäftigt.

Der Sozialbericht 2012 ist das Ergebnis einer Teamarbeit, an der neben den Herausgeberinnen und Herausgebern, weitere Autorinnen und Autoren mitgewirkt haben. Alle Beteiligten sind Sozialwissenschaftler, die an verschiedenen Schweizer Universitäten und Forschungseinrichtungen tätig sind. Koordiniert wurden die umfangreichen Arbeiten an dem sozialwissenschaftlichen Kompetenz-

zentrum FORS, das dem Programm einer regelmässigen Sozialberichterstattung auch einen institutionellen Rahmen bietet. Neben der deutschsprachigen Ausgabe ist der Sozialbericht 2012 unter dem Titel «Rapport Social 2012» bzw. «Swiss Social Report 2012» auch in französischer und – mit dieser Ausgabe erstmalig – in englischer Sprache erhältlich. Auf einer speziellen FORS-Website zum Sozialbericht stehen interessierten Nutzern alle im Bericht präsentierten Tabellen und Grafiken – die Daten auch im nutzerfreundlichen Excel-Format – in drei verschiedenen Sprachen zum kostenlosen Download zur Verfügung. Dieses Angebot kann man nur als vorbildlich bezeichnen.

Die inhaltliche Struktur des Berichts orientiert sich an fünf grundlegenden Aspekten der Organisation und Struktur von Gesellschaften, denen jeweils ein Kapitel gewidmet ist: Verteilung sozialer Güter, kulturelle Vielfalt, soziale Integration, politische Gestaltung, Gesellschaft und Umwelt. Von geringfügigen Modifikationen abgesehen, wurde diese thematische Grundstruktur über die verschiedenen Ausgaben beibehalten und damit zugleich auch ein Raster vorgegeben, das die für eine Sozialberichterstattung nicht unwesentliche Kontinuität über die Zeit gewährleisten soll. Innerhalb der Kapitel wird jeweils eine deskriptive, sich auf eine Auswahl von Indikatoren stützende, Darstellung durch vertiefende und erklärende Betrachtungen ergänzt. Das heisst konkret, dass die aktuelle Situation und Entwicklung in jedem der fünf thematischen Bereiche zunächst anhand von jeweils 15 ausgewählten und kommentierten Indikatoren dargestellt und bewertet wird. Die sich daran anschliessenden – von Experten für die jeweilige Thematik verfassten – «Vertiefungsbeiträge» greifen in der Regel einzelne Fragestellungen aus der Perspektive des Schwerpunktthemas auf und präsentieren dazu weiterführende Analysen, die sich vielfach auf die Daten internationaler Survey-Programme stützen, an denen die Schweiz seit einigen Jahren beteiligt ist. Exemplarisch sei hier der von Marc Szydlik verfasste Vertiefungsbeitrag im Kapitel «Verteilung sozialer Güter» genannt, der sich mit Generationentransfers und intergenerationalen Aspekten der Ungleichheit befasst. Neben einer ausführlichen Einleitung, in der Zielsetzungen, Perspektiven, Methoden, Datengrundlagen und die thematische Gliederung erläutert werden, umfasst der Sozialbericht 2012 auch ein abschliessendes synthetisches Kapitel, in dem die vielen Einzelbefunde nochmals aus der Generationenperspektive in einer Zusammenschau auf die aktuelle Lage der Schweizer Gesellschaft verdichtet werden. So detailreich und informativ diese Synthese auch ist, stellt sich – gerade bei einem dem Anspruch nach umfassenden Sozialbericht – jedoch auch die Frage, ob der nahezu ausschliessliche Blick durch die «Generationenoptik» nicht andere, gleichermassen relevante Themen und Probleme der Schweizer Gesellschaft allzu sehr in den Hintergrund rückt.

Die sowohl in der Basisberichterstattung als auch in den Vertiefungsbeiträgen prinzipiell angelegte Perspektive der Gesellschaftsbeobachtung und -analyse ist ebenso komplex wie ambitioniert: Der Blick richtet sich zum einen nicht nur auf die objektiven Lebensverhältnisse und Elemente der Sozialstruktur, sondern umfasst auch subjektive Perzeptionen, Einstellungen und Bewertungen der Bevölkerung. Zum anderen verbindet der Sozialbericht eine zeitpunktbezogene mit einer longitudinalen Beobachtungsperspektive, die im besten Fall von der Mitte des 20. Jahrhunderts bis in die aktuelle Gegenwart (2010) reicht. Zudem wird die Gesellschaft der Schweiz nicht isoliert betrachtet, sondern systematisch mit ausgewählten anderen europäischen Gesellschaften (Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Schweden, Spanien) und gelegentlich auch den USA verglichen. Schliesslich wurde mit dem Bericht von 2012 – wohl auch durch das Fokusthema bedingt – erstmals eine nach Alters- und Jahrgangsgruppen differenzierte Betrachtung eingeführt.

Beim Sozialbericht 2012 handelt es sich um einen sogenannten «comprehensive report» im besten Sinne, also eine Berichterstattung, die die Schweizer Gesellschaft und die Lebensverhältnisse ihrer Bürger nicht nur

ausschnitthaft, sondern in ihrer gesamten Breite und ihren vielfältigen Facetten zum Gegenstand hat. Der Report bietet damit eine Vielzahl von detaillierten und systematisch zusammengestellten Informationen und Befunden zu zentralen gesellschaftlichen Entwicklungen, wie z. B. dem demografischen Wandel und der Bildungsentwicklung, sowie Aspekten der sozialen Situation in der Schweiz, wie z. B. Arbeitslosigkeit, Armut, soziale Sicherheit oder auch Kriminalität, auf die jedoch an dieser Stelle nicht im Einzelnen eingegangen werden kann.

Wie schon seine Vorgänger trägt der Sozialbericht 2012 die typischen Merkmale einer wissenschaftsbasierten Sozialberichterstattung mit all ihren Stärken, aber auch einigen typischen Handicaps. Zu den Stärken und Vorzügen dieses von Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Einrichtungen initiierten und verantworteten Social Reports gehört zweifellos die analytische Stringenz und Tiefe sowie nicht zuletzt auch die von wirtschaftlichen und politischen Interessen unabhängige Berichterstattung. Zu den schwächeren Seiten einer wissenschaftsbasierten Sozialberichterstattung wird vielfach die – insbesondere im Vergleich zu amtlichen Formen der Sozialberichterstattung – geringere Verbindlichkeit und politische Relevanz sowie gelegentlich auch eine geringere öffentliche Aufmerksamkeit gezählt. Auch der vorliegende Report scheint sich als ein Bericht zu verstehen, der seine Leser und Nutzer in erster Linie in Forschung und Lehre sucht und sich erst in zweiter Linie an die Politik und allgemeine Öffentlichkeit wendet. Nicht nur, aber vor allem auch in diesem spezifischen Blickwinkel, hebt sich dieser «wissenschaftliche» Sozialbericht von einer zweiten, politiknäheren Schweizer Sozialberichterstattungsinitiative ab, dem «statistischen» Sozialbericht, den das Bundesamt für Statistik als Bericht des Bundesrates veröffentlicht.[1] Dass es mit dem Sozialbericht 2012 und seinen früheren Ausgaben offensichtlich gelungen ist, die Sozialberichterstattung in der Schweiz, die sich im Vergleich zu anderen europäischen Ländern erst relativ spät etabliert hat, in einem zuverlässigen und Kontinuität sichernden Rahmen innerhalb des Wissenschaftssystems zu institutionalisieren und zu verstetigen, ist in jedem Falle eine bemerkenswerte Leistung, die zu begrüssen ist und grössten Respekt verdient.

Es soll den Wert des vorliegenden Reports keineswegs schmälern, wenn abschliessend auch einige kritische Anmerkungen angebracht und Fragen aufgeworfen werden. Zunächst ein ganz praktischer Aspekt: Der Versuch, die in den einzelnen Kapiteln verwendeten Indikatoren in kompakten und auf wenigen Seiten konzentrierten Schaubildern darzustellen, macht den Bericht informativ, übersichtlich und optisch ansprechend, hat allerdings zur Folge, dass die Grafiken – durchaus nicht nur für sozialwissenschaftlich ungeschulte Leser – teilweise schwer verständlich sind. Dazu trägt insbesondere auch bei, dass nicht selten temporäre Entwicklungen, Gruppenvergleiche und internationale Vergleiche in einer Grafik kombiniert dargestellt werden.

Das Konzept, eine über die Zeit weitgehend gleichbleibende Basisberichterstattung mit einer auf wechselnde Themen fokussierten vertiefenden Berichterstattung zu kombinieren, erscheint prinzipiell überzeugend, bietet es doch eine Möglichkeit, die nötige Solidität und Kontinuität mit einer für Abwechslung sorgenden thematischen Variabilität der Berichterstattung zu verknüpfen. Die Herausforderung besteht dabei darin, die spezielle Thematik – hier Generationenbeziehungen – mit der Gliederung der Basisberichterstattung zu verflechten. Das gelingt zumeist recht gut, z. B. in den Kapiteln zu «Verteilung sozialer Güter» und «Soziale Integration», ist aber nicht in allen Teilen gleichermassen überzeugend gelöst und wirkt gelegentlich etwas bemüht, wie z. B. im Kapitel «Gesellschaft und Umwelt». Dort erscheint der Beitrag zum «räumlichen Abbild der demografischen Dynamik der Schweiz» ein wenig deplatziert, und man hätte eher eine Vertiefung in Richtung Nachhaltig-

1 Bundesamt für Statistik (Hrsg.). 2011. *Statistischer Sozialbericht Schweiz 2011*. Neuchâtel: BFS.

keit und die damit eng verknüpfte Frage der intergenerationalen Gerechtigkeit erwartet.

An die konzeptionellen Grundlagen des Reports schliesst die Frage an, ob nicht die soziologisch begründete – sich an Grunddimensionen der Gesellschaftsorganisation orientierende – Gliederung für einen stärker öffentlichkeitswirksamen Sozialbericht zu voraussetzungsvoll sein und ein zu enges Korsett schnüren könnte. Die über die verschiedenen Ausgaben des Reports gleichbleibenden, mehr oder weniger abstrakten, Kategorien und Kapitelüberschriften, wie Verteilung sozialer Güter, kulturelle Vielfalt oder politische Gestaltung, erschweren nicht nur gelegentlich eine unstrittige Zuordnung einzelner Themen und Indikatoren: Gehört das Thema Einkommensarmut z. B. in das Kapitel «soziale Integration» (wo es angesiedelt ist) oder handelt es sich dabei doch eher um eine Verteilungsfrage? Warum werden demografische Themen und Indikatoren (Geburten, Tod und Sterben, Altersstruktur) sowie das subjektive Wohlbefinden als Aspekte der «sozialen Integration» behandelt? Man kann sich aber darüber hinaus auch die Frage stellen, ob nicht die vergleichsweise abstrakte und schematische Grundstruktur die thematische Flexibilität der Berichterstattung unnötig einschränkt und möglicherweise auch die Attraktivität des Berichts für ein breiteres Publikum, das neben SozialwissenschaftlerInnen auch die Politik, die Medien und die allgemeine Öffentlichkeit umfasst, schmälern könnte.

Davon unbeschadet ist der Schweizer Sozialbericht 2012 insgesamt ein sehr gelungener und informativer Report, der sich auch im internationalen Vergleich unbedingt sehen lassen kann und dem zweifellos viele Leserinnen und Leser aus allen Bereichen der Gesellschaft – auch jenseits der Sozialwissenschaften – zu wünschen sind.

Heinz-Herbert Noll
GESIS – Leibniz Institut für Sozialwissenschaften,
Zentrum für Sozialindikatorenforschung
D-68159 Mannheim
heinz-herbert.noll@gesis.org

Gonzalez, Philippe & Christophe Monnot (éds): Le religieux entre science et cité. Penser avec Pierre Gisel. Genève: Labor et Fides. 2012. 226 p.

Publié chez Labor et Fides, dans la collection «religions en perspective», l'ouvrage collectif coédité par Philippe Gonzalez et Christophe Monnot, tous deux chercheurs en sciences sociales à l'Université de Lausanne, est entièrement consacré au parcours et à la portée intellectuelle d'un éminent professeur de l'Université de Lausanne: Pierre Gisel. Les textes rassemblés sont issus d'une journée d'étude organisée à l'Université de Lausanne le 1er juin 2012 dans le cadre du projet: «S'inscrire dans l'espace public? Approches géographiques et sociologiques des nouveaux paysages religieux» (projet VEI, Comité Anthropos et Fondation du 450e anniversaire de l'Université de Lausanne). L'ouvrage restitue donc les propos et débats d'une journée de bilan, mais aussi de perspectives, à l'heure du départ à la retraite de P. Gisel.

Arrêtons-nous un instant sur le titre choisi: «Entre science et cité», «penser avec». Deux formules qui ont ici leur importance. En effet, et les auteurs de l'ouvrage ne cessent de le rappeler, P. Gisel n'est pas un penseur isolé débattant en vase clos dans un cercle restreint d'ultra-spécialistes d'un micro-domaine de la pensée savante. Il suffit de voir la diversité des disciplines dont émanent les treize contributeurs de cet ouvrage-hommage pour comprendre que la pensée de P. Gisel ne laisse personne indifférent. Cet éminent professeur n'aura cessé, tout au long de sa carrière, de créer des ponts avec ses collègues, quelles que soient leurs Facultés de rattachement ou leur discipline de prédilection. On ne pense par pour ou contre P. Gisel, mais «avec», avec une pensée dense et innovante qu'il est toujours difficile de classer tant elle s'inspire des débats contemporains pour se renouveler sans cesse, toujours à la fois en dedans et en dehors des frontières de sa discipline théologique d'origine. Impliqué aussi dans la politique universitaire, P. Gisel fut un inlassable artisan du tissage de liens

entre l'Université de Lausanne et la société civile, souhaitant que ses réflexions (et les propositions qui en émanent) fassent débat au-delà de la théologie dont il est issu, afin que les Églises comme le politique repensent ensemble leurs liens et leurs différends, pour avancer. Ce sont donc bien ces deux dimensions, celles d'un chercheur transdisciplinaire et pro-actif dans la cité, que les auteurs ont voulu souligner. Mais c'est aussi la personnalité d'un penseur inclassable qui, à l'heure de quitter ses fonctions universitaires, rêve encore d'un autre monde, possible, à inventer.

L'ouvrage rassemble quatorze contributions. Deux grands blocs thématiques répartissent les articles ; une première partie consacrée au regard des sciences sociales, de la philosophie et de la théologie et une seconde partie axée sur le regard des acteurs de la cité. Mais on sent bien que cette distinction, nécessaire, demeurait imparfaite pour traduire cette pensée hors frontière. D'autres textes cherchent à se superposer sur cette table des matière : une réflexion de Christophe Monnot sur le parcours universitaire de P. Gisel, un texte de transition de Philippe Gonzalez puis une réflexion conclusive de Laurence Kaufmann avant la conclusion signée des deux auteurs de l'ouvrage. C'est que « penser avec Pierre Gisel », c'est penser sans cesse en croisement et en transition. L'ouvrage trouve également son originalité par la place qu'il donne à P. Gisel qui a pu rédiger, pour chacune des contributions, une « réponse » rebondissant sur le point de vue de chacun pour, à nouveau, proposer sa lecture, affiner des liens, mettre à jour des décalages ou souligner l'intérêt pour lui de la pensée de l'autre. On revit en somme, sous format réduit, les débats qui auront animé la journée d'étude et qui se poursuivent, au-delà…

Les contributeurs abordent, du fait de la pluralité disciplinaire qu'ils couvrent, des thématiques diverses mais toutes rattachées à des interrogations qui traversent les travaux de P. Gisel. La nécessité de penser les nouveaux mouvements religieux d'inspirations orientales dans le contexte contemporain occidental (Véronique Altglas), le rôle du livre de science comme lieu de reformulation du croire au XVI–XVIIe siècle (Olivier Christin), le rôle de la théologie (ou du théologique) dans la société séculière (Joseph Moingt), le statut du texte biblique (Hans-Christoph Askani), le travail performatif des controverses autour de la place des théologies (Philippe Gonzalez), la place du religieux dans les médias (Michel Kocher), l'institutionnalisation du spirituel (Jean-François Habermacher), la difficile séparation du religieux et du politique (Ada Marra). On retrouve également dans cet ouvrage des articles cherchant à restituer plus spécifiquement l'essence des travaux de P. Gisel et son apport pour le monde académique. C. Monnot, en effet, se focalise sur une interprétation du parcours académique de P. Gisel en terme de champs (en référence aux travaux de Pierre Bourdieu) pour montrer le rôle qu'il a su jouer à Lausanne pour rapprocher la théologie et la sciences des religions, au prix sans doute d'une mise en marge de chacun de ces champs. Christian Indermuhle et Philippe Grosos, chacun à sa manière, abordent de front la complexité de la pensée de P. Gisel et tentent de mettre en évidence ses effets opératoires sur l'ensemble des disciplines qui traitent de la place du religieux dans le monde contemporain.

La diversité des contributions renvoie ainsi à la manière dont Pierre Gisel, au fil de ses travaux, interroge l'histoire et la rattache chaque fois au présent. En se référant surtout à l'un de ses derniers ouvrages[1], les auteurs tentent d'expliciter une pensée dense, complexe, parfois difficile à saisir, mais qui essaie en permanence de penser le monde contemporain dans son interaction avec les polémiques de l'histoire et ce qu'elles ont contribué à construire en terme d'institutions, d'organisation, de médiations, de relations, de systématicité,… qui contextualisent, c'est-à-dire composent et construisent l'ensemble de notre vie sociale. Comme le rappelle à juste titre C. Indermuhle, sa pensée

1 Gisel, Pierre. 2012. *Du religieux, du théologique et du social. Traversées et déplacements.* Paris : Cerf.

n'est pas herméneutique mais dialectique, elle ne cherche pas à découvrir ce qui serait encore caché dans l'histoire mais à faire apparaître aujourd'hui les enjeux et rapports de force que l'histoire a construits et qui sont continuellement convoqués, ravivés et retraduits par des collectifs militants. C'est qu'avec P. Gisel, il convient de « s'inscrire dans l'histoire, radicalement, travaillée par ses biais, sans vérité de l'histoire qui y luirait autrement que par le procès intense des subjectivités qui y sont performées » (pp. 66–67).

Cet ouvrage n'est donc pas qu'un simple hommage à la pugnacité intellectuelle et institutionnelle du professeur désormais émérite de la Faculté de théologie et de sciences des religions de l'Université de Lausanne qui, en plus d'avoir à son actif une bibliographie impressionnante (29 pages en fin d'ouvrage la rassemblent), a occupé un grand nombre de fonctions institutionnelles prestigieuses en science ou en cité durant sa carrière (voir notamment le texte de C. Monnot qui retrace son parcours). En parcourant les différentes contributions, dont certaines émanent de chercheurs côtoyant P. Gisel (ou s'étant formés à son contact), on ressent l'effort auquel chacun se livre ici pour restituer ce qui, pour chacun, fait penser à la lecture de ses travaux. L'ouvrage a donc aussi une ambition pédagogique tant, comme le dit P. Grosos, « lire Pierre Gisel n'est pas une tâche toujours facile, mais c'est une tâche passionnante » (p. 75). C'est justement que l'intérêt de la pensée de P. Gisel réside dans le fait qu'elle se déploie au-delà de ce que l'on entend habituellement par « théologie », et que, par là même, elle pose problème. Le rappel des difficultés que P. Gisel a rencontrées, dans son propre champ de recherche comme dans ses diverses activités extra-académiques, traverse l'ouvrage. Plusieurs auteurs ont insisté sur un parcours marqué de conflits institutionnels, de rejets corporatistes et de repositionnements hybrides, comme pour nous inciter à penser que l'œuvre de P. Gisel est une vaste réflexion anthropologique qui pose problème, aux théologiens parce qu'elle s'inscrit dans un effort assumé de désacralisation, et aux sciences humaines et sociales parce qu'elle vient réintroduire la question de la transcendance et de la quête d'absolu dans la condition humaine.

La notion d'« excès » est en effet au cœur de la réflexion de P. Gisel et les auteurs ne s'y trompent pas puisque tous ou presque reviennent sur ce terme et le réinterrogent ; comme si cette insistance de Pierre Gisel sur un « excès » du réel (relatif à une « perte » ou à un « manque ») inappréhendé (et inappréhendable) par des sciences trop distanciées et objectivantes demeurait relativement obscure et méritait d'être explicitée et débattue. De la théologie au théologique, Pierre Gisel opère en effet un important déplacement. Il passe d'une vérité à découvrir à une obsession de dépassement de la condition sociale perçue qui taraude l'humain et le pousse continuellement à repenser son état présent comme ses utopies, construisant ainsi un monde où l'excès représente ce sentiment constant et fondamentalement humain d'insatisfaction de la condition présente et, dans le même temps, d'impossibilité d'imaginer collectivement une condition meilleure, avec la conviction, pourtant, qu'un monde-autre doit être recherché. Le théologique, chez P. Gisel, est donc cette approche de l'humain comme un être qui ne peut être appréhendé justement parce que toute tentative de constitution d'un savoir est, dans le temps même où elle s'élabore, déjà l'objet d'un requestionnement social mettant en évidence son insuffisance et, donc, l'excès inappréhendé « qu'est le monde même » (p. 73). P. Gisel ne cherche pas à découvrir ce qu'est cet excès mais tente par son approche transdisciplinaire de mettre en évidence que ce sentiment d'un manque, cette intuition de l'humain que quelque chose demeure encore inappréhendé, le pousse constamment à convoquer l'histoire pour tenter d'y percevoir ce qui fait défaut et tenter de dire ce qui est en excès. D'où cette prolifération de subjectivités en débat qui traversent le temps en tentant de retricoter sans cesse un monde stable et pensable qui, inévitablement, se détricote sans cesse au fil de l'histoire. P. Gisel le rappelle (p. 83), ses travaux ne

s'intéressent pas aux religions constituées en tant que telles mais au « religieux » comme cette « scène de portée critique », c'est-à-dire comme un lieu où ces perceptions de manque et ces intuitions d'excès s'expriment, entrent en débat, problématisent le « réel » et performent nos subjectivités contemporaines.

La pensée de P. Gisel fait penser. C'est une évidence. Pour la théologie comme pour les sciences humaines et sociales, sa réflexion mérite d'être convoquée. Mais cette pensée, comme plusieurs auteurs le rappellent, n'a pas pleinement trouvé sa place dans le monde académique. Elle demeure marginale et pose de fait la question de l'héritage. Si nombre de penseurs contemporains savent ce qu'ils doivent aux travaux de P. Gisel, l'institutionnalisation de son approche au sein de la Faculté de théologie et de sciences des religions de l'Université de Lausanne n'est pas effective. P. Gisel le rappelle lui-même : « je suis sur une voie *tierce*, difficile à faire voir et à valider dans les dispositions intellectuelles courantes, fussent-elles universitaires » (p. 71). Mais n'en est-il pas souvent ainsi de ceux qui laissent de côté les enjeux de frontière disciplinaire et tentent de revendiquer d'autres découpages pour l'étude du réel ? Comme le souligne C. Monnot, P. Gisel a joué à un jeu potentiellement polémique en œuvrant pour un rapprochement entre la théologie et les sciences des religions. S'il a permis à certains déplacements de s'opérer, s'il a su participer d'un débat d'idées bien au-delà du seul champ de la théologie, il est probable que l'académique ne soit pas en mesure d'objectiver durablement ces déplacements. Mais l'institution peut-elle (doit-elle) cristalliser ce qui est en mouvement ?

Laurent Amiotte-Suchet
Institut de sciences sociales des religions contemporaines
Université de Lausanne
CH-1015 Lausanne
laurent.amiotte-suchet@graduateinstitute.ch

Purtschert, Patricia, Barbara Lüthi & Francesca Falk (éds.): Postkoloniale Schweiz: Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld: Transcript. 2012. 422 p.

Avant même d'en tourner les premières pages, l'ouvrage collectif dirigé par Purtschert *et alii* interpelle de par sa couverture : titre principal en rouge, sous-titres en blanc sur un fond uni noir. Choix graphique qui n'est pas sans rappeler *Le livre noir de la condition des femmes* (2006) dirigé par Christine Ockrent, les trois couleurs de *Postkoloniale Schweiz* donnent le ton : il sera question de présenter la face sombre de la Suisse. De plus, le titre du livre accole au pays un adjectif que l'Histoire n'a pas eu pour coutume de lui attribuer. Et c'est là toute l'audace de la thèse de ce livre : la Suisse aurait des postures de pays colonisateur même si elle n'a jamais eu de colonies.

L'ouvrage, rédigé en allemand, regroupe dix-sept contributions individuelles et collectives sur quatre cent vingt-deux pages. Il est l'œuvre de plus d'une quinzaine de chercheurs suisses provenant de différents domaines des sciences humaines et sociales, sous la direction des historiennes Barbara Lüthi et Francesca Falk, ainsi que de la philosophe Patricia Purtschert. Cette dernière, professeure à l'Institut fédéral suisse de technologie de Zurich (ETHZ), mène depuis août 2010 un projet sur le sujet de la Suisse postcoloniale, financé par le Fonds national suisse de la recherche scientifique (FNS).

L'ouvrage, qui se veut dans la continuité de ce projet, doit son origine à trois constatations : tout d'abord, les auteurs ont ressenti le « besoin de réagir au racisme quotidien » qui sévit en Suisse et tout particulièrement dans les campagnes politiques de l'extrême-droite. Ensuite, ils ont observé une augmentation croissante de recherches en histoire économique sur le lien entre la Suisse et la colonisation, d'où leur envie d'apporter leur contribution dans ce champ, sous l'angle historique, social et culturel. À titre illustratif, mentionnons par exemple l'ouvrage de Bouda Etemad (2005) *De*

l'utilité des empires. Colonisation et prospérité de l'Europe (XVIe–XXe siècles) ou encore celui de Thomas David, Bouda Etemad, Janick Marina Schaufelbuehl (2005) *La Suisse et l'esclavage des Noirs*. La mise sur pied du collectif s'inscrit, enfin, dans une volonté de donner en Suisse une plus grande résonance aux théories postcoloniales. Initiées par Edward Saïd, les théories postcoloniales entendent expliquer, d'une part, comment les sociétés européennes ont construit une hétéro-image de « l'Autre » donnée pour vraie et, d'autre part, comment l'héritage colonial marque l'histoire, l'économie, la politique et la culture d'un pays.

« Nous vivons dans un monde postcolonial » annonce Shalini Randeria en préface (p. 8) avant d'ajouter que « la Suisse semble davantage représenter la norme dans le futur plutôt que l'exception du passé » (p. 11)[1]. Comme le but des auteurs est de « changer notre regard » (p. 9), la préface et l'introduction de l'ouvrage entrent dans le vif du sujet, en posant les bases théoriques de leur postulat. Les soixante-trois premières pages forment ainsi la partie théorique de l'ouvrage, puis suivent les articles des autres membres de l'équipe de rédaction, lesquels ont cherché, réuni et analysé un corpus de matériaux empiriques à l'appui de la thèse annoncée en titre. À la lecture de la table des matières, ce découpage semble toutefois moins évident : « Préface » et « Introduction » ne sont mentionnées nulle part, et un lecteur non averti cherchera longtemps une « Conclusion » qui n'existe pas. Le volume se clôt, en effet, par un dernier article empirique, suivi de la présentation des auteurs. Pour un livre aussi neuf, sinon par sa date de publication, du moins par les idées qu'il défend, on regrettera que l'effort n'ait pas été poursuivi jusqu'à la rédaction d'un article conclusif qui revienne sur les différents postulats posés par le collectif tout au long des différentes contributions. Cela aurait eu le mérite, d'abord, de clore l'ouvrage de façon moins abrupte, ensuite, de rendre cet ouvrage de quatre cent vingt-deux pages moins fastidieux pour un lecteur pressé, enfin, d'inviter un public non germanophone à s'y intéresser sans pour autant laisser entendre qu'afin d'en saisir le contenu, il aurait à se plonger dans la lecture de tous les articles théoriques et empiriques, effort herculéen s'il en est.

De plus, l'ordre des articles empiriques ne semble pas avoir été défini selon un choix éditorial précis et aucune rubrique thématique ne subdivise les contributions. Certains articles, pourtant, se ressemblent, qu'il s'agisse de l'argumentation soutenue ou des faits présentés. Face à ce constat, la présente recension se propose de les réunir en trois groupes même si certains textes s'avèrent hybrides. Selon le postulat du collectif, la Suisse a tenu un rôle dans l'entreprise coloniale des pays européens, une participation qui l'a marquée dans son histoire, sa culture et son identité, et ce, même si elle n'a jamais eu de colonies. Et l'argument se tient. En effet, les auteurs montrent que l'implication de la Suisse transparaît dans sa façon d'agir sur les scènes politiques et commerciales (Groupe 1), dans sa manière de se représenter « l'Autre », se forgeant par opposition sa propre identité (Groupe 2) et dans sa réaction face aux manifestations internes nées d'un héritage colonial non avoué (Groupe 3).

Le premier groupe, que je propose de nommer « Actions », est composé d'articles qui attestent de la participation active ou passive de la Suisse au colonialisme européen ou au mode de pensée colonial. La première illustration de cette participation est l'engagement de la Suisse dans le colonialisme mercantile. En effet, la Suisse, petit pays enclavé autour de grandes puissances coloniales et sans accès à la mer, a saisi les opportunités commerciales qu'offrait la colonisation pour bâtir son économie. Mais pour s'en défendre, elle brandissait et brandit encore l'argument de sa neutralité politique. En réalité, explique Speich Chassé, « l'adoption de la neutralité permettait à la Suisse de poursuivre les intérêts économiques extérieurs qu'elle visait » (p. 238). Cette participation a laissé des traces puisque, par exemple, le cacao et la pomme

1 Les extraits cités sont le fait de ma traduction.

de terre, produits importés des pays colonisés, sont devenus des matières premières fondamentales de spécialités culinaires helvétiques (Mühlheim). De plus, l'attitude de la Suisse vis-à-vis de l'étranger en se positionnant en sauveur de cultures menacées de disparition (Fierz), ou encore sa préoccupation étonnante pour la cause népalaise (Elmer), dévoilent ses intentions premières. Mais, à l'intérieur de ses frontières également, l'héritage colonial est présent : romans qui content une histoire coloniale (Honold), expositions ethnologiques et publicités dont les choix marketing mettent en exergue des mises en scène coloniales (Dejung ; Falk et Jenni).

Le deuxième groupe, « Représentations », réunit les textes qui montrent comment l'identité suisse s'est façonnée et se façonne encore par des mécanismes d'opposition vis-à-vis d'une vision construite de « l'Autre ». Les carnets de notes des soldats suisses partis dans les légions étrangères sont particulièrement révélateurs des termes utilisés pour qualifier ceux qui ne sont pas « Nous » (Koller) ; ou encore le texte de Schär explique que l'identité du « vrai » Suisse, représenté par le paysan et le berger, s'est construite au sein de l'espace colonial (p. 328). D'autres contributions montrent aussi que la représentation de « l'Autre » est dévaluée par la satire (Jain) ou la stigmatisation (Kaya) lorsqu'un sentiment de menace, occasionné par la peur, règne sur l'ordre établi du pays.

Le troisième groupe, « Réactions », rassemble des textes qui mettent en exergue des réactions provoquées par des manifestations internes que connaissent nombre d'anciens pays colonisateurs : une remise en question de l'« être suisse » lorsque les candidates à la figure représentative de la beauté et des valeurs helvétiques ont majoritairement des origines étrangères (Bischoff) ; un sentiment de perte de contrôle et de renversement de situation face à une immigration perçue par certains comme invasive (Falk), ou encore une volonté d'effacer les traces d'un passé dérangeant que reflète l'imaginaire conté dans les livres pour enfants (Purtschert ; Kuhn).

Comme le montre la diversité des sujets traités dans ces articles, *Postkoloniale Schweiz* est le fruit d'un travail de recherche, de consultation d'archives et d'analyse critique pointu et dense. La multiplicité des cas présentés et la pertinence de la démonstration ne permettent plus de douter de la validité du postulat de départ : nous vivons *effectivement* dans un monde postcolonial. Bien que les exemples choisis pour la partie empirique soient, en majorité, issus de la culture suisse-alémanique – un choix opérationnel motivé par le souci de tenir compte des particularités de chaque région linguistique (p. 51) –, il est évident que la théorie d'une Suisse postcoloniale ne se limite pas aux frontières du *Röstigraben*. Les exemples empiriques sont si nombreux et variés que le lecteur suisse-romand, tessinois ou romanche peut aisément faire des homologies avec des situations ayant (eu) lieu dans sa région linguistique.

Avec un ton expressément critique et un postulat mettant à mal une image soigneusement polie de la Suisse, il est indéniable qu'à la fois l'originalité et la pertinence de cet ouvrage collectif donneront à *Postkoloniale Schweiz* une place pionnière au sein des études postcoloniales sur la Suisse. Non seulement, ce livre a le mérite d'ouvrir l'esprit à la critique et de remettre en question les évidences du quotidien, mais son apport scientifique est indiscutable, et l'on ne peut que saluer le courage de ces chercheurs d'avoir parlé ouvertement du racisme en Suisse, levant ainsi le voile sur une illusion d'angélisme.

Dina Bader
Forum suisse pour l'étude des migrations et de la population (SFM)
Université de Neuchâtel
CH-2000 Neuchâtel
dina.bader@unine.ch

Stavo-Debauge, Joan: Le loup dans la bergerie. Le fondamentalisme chrétien à l'assaut de l'espace public. Genève: Labor & Fides. 2012. 184 p.

J. Stavo-Debauge a choisi délibérément de s'en tenir à un seul objet de discussion, clairement délimité, qui est aussi à ses yeux un sujet légitime d'inquiétude: le test de résistance qu'un certain protestantisme évangélique, offensif et politisé, entend faire subir aux sociétés démocratiques libérales – et plus particulièrement à la société américaine. Son point de vue est celui d'une philosophie politique attachée aux principes de la raison publique édictés par J. Rawls, et soucieuse d'écarter les conséquences néfastes d'un postsécularisme (défendu notamment par J. Habermas) jugé trop accommodant à l'égard d'acteurs religieux fondamentalement intolérants et manipulateurs. La réflexion de J. Stavo-Debauge se porte principalement sur le mouvement créationniste, parce qu'il représente (historiquement et politiquement, dans le contexte américain) le premier vecteur d'une fondamentalisation et d'une politisation des convictions religieuses qui visent la désécularisation du débat public. Si le créationnisme occupe une place si centrale, c'est aussi par la manière exemplaire dont il s'est efforcé d'investir le champ académique afin d'en subvertir les principes argumentatifs et de s'arroger ainsi la force spécifique associée aux vérités scientifiques. Au-delà d'une vigoureuse mise en garde contre le possible dévoiement de l'hospitalité libérale au profit de croyances déraisonnables, ce livre défend donc la nécessité de veiller à l'autonomie de la science vis-à-vis de la religion, en maintenant une distinction nette entre foi et savoir. L'argumentation est solidement construite, le propos est incisif, et le péril qu'il pointe paraît suffisamment avéré pour que l'on y accorde toute l'attention que l'auteur sollicite.

Le premier chapitre analyse le créationnisme comme une réaction contre la tolérance requise par les sociétés pluralistes libérales, qui transforme la foi en opinions et préférences privées; et comme une tentative pour regagner l'autorité énonciatrice du théologique dans l'espace public en « théologisant la science ». L'argumentation de J. Stavo-Debauge s'appuie assez peu sur les ressources de l'histoire des religions (même si l'historien G. Marsden est cité à plusieurs reprises). Il n'est pourtant pas sans intérêt de mesurer la portée historique du renversement tactique qu'opère ainsi le fondamentalisme protestant, né pour une large part – au début du 20ème siècle – d'un refus de la « scientifisation de la théologie » (liée à l'influence de l'exégèse historico-critique et du darwinisme). Ce premier refus, qui a pu inspirer à cette époque des formes de séparatisme religieux (retrait de la société mais aussi retrait des églises « contaminées » par la science moderne), a donc été suivi d'un second mouvement visant cette fois à restaurer « l'autorité de Dieu » sur la société en investissant notamment l'institution scientifique. Entre temps, le sentiment d'une civilisation chrétienne défiée par la modernité scientifique a laissé place à la conviction que la société n'est pas seulement « sans Dieu », elle est désormais « contre Dieu ».

La chronologie et la généalogie intellectuelle de ce renversement qui s'est opéré pour l'essentiel dans les années 1960 manquent à ce livre, mais elles ont été analysées avec minutie dans un texte cosigné par P. Gonzalez et J. Stavo-Debauge, publié en 2012 dans un ouvrage collectif dirigé par J. Ehrenfreund et P. Gisel[1]. Les deux auteurs y décrivent l'émergence – au début des années 1960 – « d'une nouvelle forme de créationnisme, particulièrement virulente (...) fondée sur une interprétation littérale des six jours du récit de la Création » (p. 258), en lien étroit avec l'entreprise théologique de radicalisation et de politisation menée par les théoriciens du reconstructionisme chrétien (qui prônent

1 Gonzalez, Philippe et Joan Stavo-Debauge. 2012. Politiser les évangéliques par le « mandat culturel »: sources, usages et effets de la théologie politique de la Droite chrétienne américaine. Pp. 241–276 in *Religieux, société civile, politique,* édité par Jacques Ehrenfreund et Pierre Gisel. Lausanne: Antipodes.

le rétablissement de la souveraineté de Dieu sur l'ensemble de la société et de ses institutions). « Au grand dam de l'American Scientific Affiliation, organisation de scientifiques évangéliques, dont les principaux dirigeants se montraient plus conciliants avec les sciences modernes et acceptaient l'âge géologique de la terre » (p. 259), ces nouveaux militants font alors de l'anti-évolutionisme l'outil décisif d'un conflit politique : contre la démocratie libérale, les restrictions qu'elle impose aux convictions religieuses et contre les vérités scientifiques – ramenées au rang de simples « opinions », qui doivent plier devant la vérité « révélée » du credo fondamentaliste. La logique de ce combat est bien décrite dans le premier chapitre du livre, ce texte de P. Gonzalez et J. Stavo-Debauge permet de lui redonner une plus grande profondeur historique.

Ce même texte souligne en outre une nécessité, qui est largement esquivée dans le livre de J. Stavo-Debauge et constitue sans doute son principal point de vulnérabilité : au-delà des auteurs-clés (C. Eberle, A. Plantinga et N. Wolterstorff), bien identifiés, la catégorisation des acteurs religieux mobilisés au service de cette stratégie de désécularisation reste trop imprécise. Ils sont rangés successivement sous plusieurs étiquettes – fondamentalistes, évangéliques, évangéliques conservateurs ou droite évangélique – qui ne se recoupent qu'en partie. Au détour d'une note de bas de page (p. 147), l'auteur indique par exemple (citant B. Hankins) qu'au début des années 1980, bon nombre de théologiens et dirigeants dits « modérés » de la *Southern Baptist Convention,* écartés par des fondamentalistes plus radicaux, « souscrivaient, en pratique, à un équivalent fonctionnel des principes de la raison publique rawlsienne ; notamment sur la question de l'avortement (…) ». En dépit de la politisation croissante de ces milieux théologiquement conservateurs, on peut penser que ce type d'oppositions s'observe encore aujourd'hui, et y voir une incitation à mieux cerner les résistances et les jeux de distinction internes à ce champ religieux. Le terme « évangélique » désigne quant à lui une catégorie qui peut sembler bien trop vaste pour être réellement opérationnelle, sauf à envisager – comme le suggèrent P. Gonzalez et J. Stavo-Debauge en ouverture du texte précité – l'évangélisme non en termes exclusivement théologiques, mais en tant que mouvement social, historiquement constitué par la jonction entre trois éléments : l'héritage fondamentaliste ; des réseaux et institutions (dont la plus emblématique, la *National Association of Evangelicals*, fondée en 1947) porteurs d'une « parole évangélique » sur la société ; et la structuration d'une nouvelle droite chrétienne.

Si le livre manque donc d'une perspective historique et d'une catégorisation sociologique des acteurs religieux concernés, c'est en fait qu'il se concentre entièrement sur la tâche, précise et délimitée, que s'est donnée J. Stavo-Debauge – tâche qu'il inscrit prioritairement, voire exclusivement, dans le champ de la philosophie politique. Le second chapitre examine ainsi avec beaucoup de pertinence les mécanismes inhérents au libéralisme politique qui, pour garantir à tous une égale tolérance, impose en retour une privatisation – et en fait, une relativisation – des convictions religieuses, vécue par certains croyants comme une dégradation insupportable. En effet, rappelle l'auteur, le libéralisme politique ne suppose pas simplement la coexistence paisible de communautés aux convictions inconciliables, il exige encore un sentiment d'appartenance commune et une capacité à exprimer ces convictions personnelles sous la forme d'opinions privées, faillibles et sujettes à débat. En maintenant leur prétention à façonner la société entière, et en la fondant non sur l'espoir de convictions partagées mais plutôt sur la rhétorique de la « nation chrétienne » (comme vérité révélée, indiscutable, transcendant les croyances individuelles), l'évangélisme analysé par J. Stavo-Debauge rompt ce pacte social. Il fragilise du même coup les analyses, philosophiques ou sociologiques, qui croient pouvoir annoncer le reflux inéluctable de la prétention religieuse à peser sur la société là où les démocraties pluralistes ont réalisé

la séparation entre vie religieuse et vie de la cité. Cela vaut bien entendu pour le postsécularisme de J. Habermas, sur lequel J. Stavo-Debauge s'attarde plus spécialement dans le troisième et dernier chapitre du livre. Mais on peut aussi y inclure les théories de la sécularisation ou encore les tenants du concept de « religion civile » comme clé de lecture des discours politico-religieux de la droite américaine. À l'entrée « religion civile » du *Dictionnaire des faits religieux* publié en 2010 sous la direction de R. Azria et D. Hervieu-Léger[2], S. Fath écrivait ainsi que, comme leurs prédécesseurs, B. Clinton ou G. W. Bush « invoquent un ‹ Dieu › culturellement situé, mais confessionnellement peu défini. Ils manipulent des symboles et des citations bibliques filtrés en fonction d'un subtil dosage qui visent à rassembler un maximum d'Américains, au-delà des rattachements religieux particuliers » (p. 1031). La radicalisation du Parti républicain sous l'influence d'une droite évangélique reconstructioniste, et le clivage ethnico-religieux très net des suffrages exprimés lors de l'élection présidentielle américaine de 2012 incitent aujourd'hui à envisager avec davantage de circonspection les inflexions décisives que la droite américaine – et en premier lieu, G. W. Bush – a fait subir à cette « religion civile » au cours des dernières décennies.

Le troisième et dernier chapitre du livre, qui analyse en détail « l'épistémologie réformée » diffusée par C. Eberle, A. Plantinga et N. Wolterstorff, permet justement de prendre la mesure de ces inflexions, et des dévoiements du libéralisme politique qu'elles sont susceptibles de produire. Car en invoquant la « liberté religieuse » et en instrumentalisant à leur profit le respect des opinions professées par les démocraties pluralistes, ces auteurs revendiquent de fait l'entrée dans l'espace du débat public de convictions religieuses fondées sur des vérités « révélées » (donc indiscutables). Ce faisant, ils assignent en outre aux croyants un devoir d'intégrité qui les éloigne du sentiment nécessaire d'appartenance commune : un « vrai croyant » ne cède rien de ses convictions. Les philosophes du postsécularisme qui, comme J. Habermas, reprennent au nom d'une sorte de bonne volonté multiculturelle les arguments avancés par ces auteurs fondamentalistes, et prônent l'inclusion des croyances religieuses au débat public afin de ne pas priver nos sociétés « trop séculières » de « ressources potentiellement utiles », prennent donc un risque. Ce risque, écrit J. Stavo-Debauge, consiste à « faire du fondamentalisme l'étalon de la justice du libéralisme politique, la mesure de l'hospitalité de l'espace public et le critère d'appréciation de la ‹ vraie foi › » (p. 114).

La démonstration de J. Stavo-Debauge n'est inspirée par aucun a priori hostile à l'encontre des principes de tolérance de la philosophie de J. Habermas. Il rappelle, dans une note du second chapitre (p. 59), s'être montré « beaucoup moins critique » à l'égard du postsécularisme dans sa thèse de doctorat[3]. Mais c'est bien l'observation de « la puissance du créationnisme et [de] la montée en politique des fondamentalistes et évangéliques, aux États-Unis et ailleurs » qui l'ont amené à changer de point de vue, et à s'en expliquer dans ce livre.

Yannick Fer
Groupe Sociétés, Religions, Laïcités (GSRL)
EPHE-CNRS
F-75849 Paris Cedex 17
yannick.fer@gsrl.cnrs.fr

2 Azria, Régine, Danièle Hervieu-Léger (éds). 2010. *Dictionnaire des faits religieux*. Paris : Seuil.

3 Stavo-Debauge, Joan. 2009. *Venir à la communauté. Une sociologie de l'hospitalité et de l'appartenance*. Paris : Thèse de doctorat en sociologie de l'École des hautes études en sciences sociales.